

KONVERTER #1

**Z
U
D
A
M
F
W
L
T
C**



Inhaltsverzeichnis

<i>Editorial</i>	3
<i>bin auf dem langen weg nach hause</i>	6
<i>Warum schreibe ich?</i>	7
<i>Josefs Abenteuer #1</i>	8
<i>Linke Tischhälfte</i>	9
<i>Morgen (eines Fahrradkuriers)</i>	14
<i>Was bleibt</i>	14
<i>Im Zentrum steht die Geschichte</i>	15
<i>Der Superheld</i>	16
<i>Vom Zeichnen zum Schreiben und wieder zurück</i>	19
<i>Ahh, Vogelspinne!</i>	20
<i>Warum schreibe ich?</i>	21
<i>Totenbetrieb</i>	22
<i>Der Apfel fällt nicht etc.</i>	30
<i>Lanyard</i>	31
<i>My culpability</i>	32
<i>Ashes</i>	33
<i>Pausenlos</i>	34
<i>Schreibflut</i>	35
<i>Die Wüste lebt... nicht so sehr</i>	356
<i>Impressum</i>	37



Editorial

Du hält hier die erste Ausgabe des "Konverter" in der Hand.

Die Kooperation um den Konverter hat sich seit Ende 2007 formiert und trifft sich regelmässig um sich über ihre Kunst auszutauschen. Wir sind ein loser Zusammenschluss von nicht professionellen Kunstschaaffenden, die ihre Kunst gegenseitig präsentieren, die darüber reflektieren und diskutieren.

Wir wollen Gefässe wie diese Zeitschrift erschaffen, welche der Selbstorganisation von Kunst dienlich sind und diese erweitern. Unser Ziel ist ein konstanter Dialog zwischen Kunstschaaffenden. Wir wollen Diskussionen über Kunst, Kunstschaaffende, ihre Kunstwerke, Kultur und Gesellschaft.

Wir sind politisch aktiv über unsere Kunst. Wir sind eine Glaubensgemeinschaft in dem Sinn, dass wir an die Kunst glauben. Man könnte auch sagen: Wir sind politisch und konfessionell eben nicht neutral.

Der hier abgedruckten Kunst ist gemeinsam, dass sie keine Auftragsarbeit ist, keine Produkte für den Markt, dass sie keinen quantifizierbaren Wert haben.

Es fällt alles erstes auf, dass in dieser Ausgabe hauptsächlich Textkunst vorhanden ist. In der Kooperation um den Konverter sind zur Zeit Künstler und Künstlerinnen, die hauptsächlich schreiben. Die Entscheidung, eine Zeitschrift herzustellen, ergab sich damit zwangsläufig. Wir verstehen uns aber als eine Kooperation, die allen Kunstformen offen ist. Eine Zeitschrift wie diese entspricht unseren momentanen Strukturen und widerspricht gleichzeitig unserer Idee von Kooperativer Kunst. Denn eine Zeitschrift schliesst gewisse Kunstformen aus, so z.B. Musik, Bildhauerei, Film oder Schauspiel.

Die Texte und Bilder sind in Einzelarbeit entstanden. Die Texte stehen in keinem gemeinsamen Zusammenhang, sondern sollen das eigene Schaffen aufzeigen. Kollektiv wurden sie diskutiert. Zum Teil entstanden sie neben unserer Kooperation, zum Teil sind sie als Ausschnitt der weiter gefassten künstlerischen Betätigung zu verstehen. Die zusätzliche Verbindung aller Beteiligten innerhalb dieser Zeitschrift steckt in der für Jeden und Jede gestellten Frage "Warum schreibe ich?" oder "Warum mache ich Kunst?"

Wir verstehen uns als ein Projekt gegen die Vereinzelung und Anonymisierung der heutigen Zeit. Wir sind kein Verlag, kein Agentur, kein Markt, keine Bühne. Wir sind Kunstschaaffende, die sich selber eigene Strukturen geben, innerhalb derer wir uns austauschen können. Wir suchen andere Künstler und Künstlerinnen, die sich ebenfalls kooperativ organisieren wollen.

Wir nehmen keine Beiträge entgegen ohne dass wir Jemanden kennen. Wer sich bei uns beteiligen will, soll uns anschreiben, damit wir uns treffen können.

Redaktion: gruppekonverter@gmx.ch

Waschsalon-blues

es wird wieder einer dieser
ellenlangen tage denen man
ansieht das sie unerbittlich
heiss werden
ich stehe im waschsalon
stopfe meine wäsche in die
maschine und drücke auf
den knopf
rauschend läuft wasser in die
trommel und für einen moment
lang bin ich zufrieden mit mir
und diesem tag
ich schiebe den stuhl zu einem der
grossen fenster lege meine füsse
auf die heizung und blicke hinaus
in die grosse weite welt
blicke auf die birmensdorfer
strasse diesem einfallstor zur
reichsten stadt in diesem kleinen
land
sechzig grad und eine stunde zeit
bis die wäsche gewaschen ist
süsser zwang zum nichts tun
im schatten der bäume pissen
die hunde an häuserecken
während in den gärten die alten
drohend von der guten alten zeit
erzählen und die strassenbahn
die letzten zur arbeit fährt
die autos fahren kolonne als
vorübung auf den abend wenn es
wieder nach hause geht die strasse
rauf über den horizont
ich sitze hier und schau mir das an
schau den alten zu wie sie keifen
schau den hunden zu und hör das
quietschen der strassenbahn
schon weiten
im hintergrund rotiert die wasch
maschine vor sich hin so als
wäre das einer der schwärzesten
blues in dieser gesunden gegend
einer weissen wo an den signal
masten kleine kleber hängen
- weisse zuerst -

es ist viel los um diese zeit viel
für einen dieser ellenlangen
tage ich muss nur noch die
wäsche rausnehmen und zum
trocknen aufhängen
aber das ist eine andere geschichte

Hans Marchetto



mein vater war kaminfeger

am morgen beim aufstehen spuckte
er schwarzen schleim und zog
sich die erste gauloise rein die erste
aus zwei päckchen die er rauchte
pro tag

und er war stolz darauf

sein hemdkragen war immer schwarz
vom russ der sich in den poren reinfrass
da konnte er abends beim duschen
soviel schruppen wie er wollte das
zeug war wie eine zweite haut

in den kneipen in denen er sein biere
trank wurde der stuhl vor dem er stand
weggestellt
er gehörte zur alten sorte und die stand
beim saufen

als ich klein war ging er morgen früh
so um fünf uhr raus und kam abends
spät um acht uhr wieder nach haus
oder auch nicht
meine mutter schickte mich dann hinaus
die kneipen abzuklappern um ihn zu
suchen und heimzubringen

für einen knirps wie mich ein langer
tripp und das scheiss tössmer viertel
hatte damals viele kneipen
zum glück war mein alter eine bekannte
figur wie ein schwarzer hund so bunt
das machte es allemal ein bisschen
leichter

mein vater war mit sechzehn in der
gewerkschaft drin und mit fünfund
schzig wieder draussen mit einem
gutschein in der hand
dreihundert war der wert

den wollten sie ihm zuerst nicht geben
in der regel schicken sie die alten
runter ins tessin ins hotel sei billiger
aber mein alter hatte schon löcher auf
lunge vom arbeitsunfall und konnte
schlecht atmen

das ging dann noch zwei jahre so
mit siebenundsechzig hat man ihn
ingeäschert und ich hab seine
urne in die erde versenkt

das alles ist jetzt schon eine weile
her und ich denke es ist besser so
dass ich kein held der arbeiterklasse
geworden bin

Hans Marchetto

bin auf dem langen weg nach hause

meine schuhe sind schwarz
die sohlen abgelaufen
meine beine sind in den
hosen aus blauen stoffe
gemacht

mein rücken wird krumm
gemacht durch die jahre
meine hände sind schwierig
gemacht durch die jahre

bin auf dem langen weg nach hause

meine augen meine nase
mein mund meine haare
alles alles alles ist faltig
ist so schmutzig
gemacht durch die jahre

vorbei geh ich an den reihen
dunkler häuser vorbei an den
zerschossenen lampen in
nacht

bin auf dem langen weg nach hause

durch die löcher in meiner jacke
in meinem hemd durch die risse
in meiner haut seufzt der wind
verloren wie die flocken vom
schnee

in meine taschen vergilbt das
papier verfließt die tinte meiner
träume in meinen taschen
verstummt meine seele

bin auf dem langen weg nach hause

seit jahren schon bin ich auf dem
weg der nach hause führt jahr um
jahr bin ich auf dem langen weg
der ins nirgendwo führt

und ich weiss dass sie alle auf mich
warten die die mich verlassen haben

auf dem langen weg nach hause

Hans Marchetto



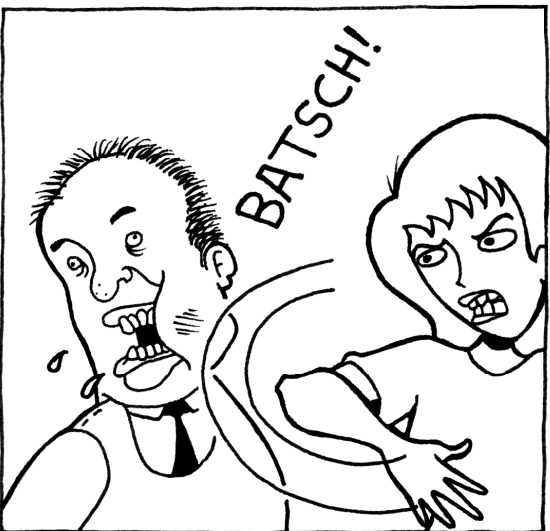
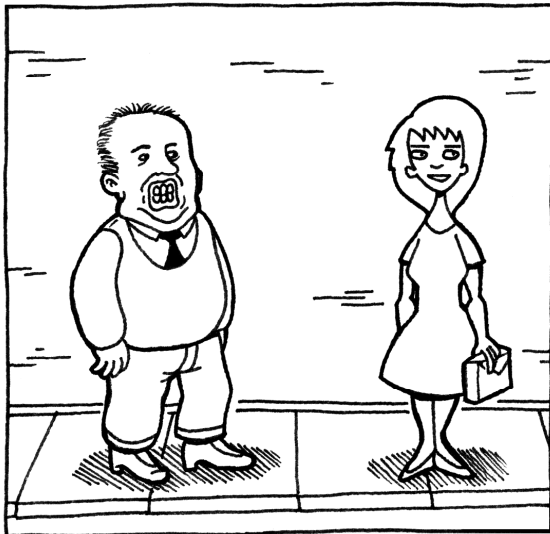
Warum schreibe ich?

meine biografie als schreiber beginnt mit meinem längeren aufenthalt in der strafanstalt saxerriet. also zwischen april und september 79. diese zeit der musse hat mich dazu bewogen erste versuche zu starten mit der schreibform der sogenannten lyrik. motiviert durch texte des ernst tollers (zb. das schwalbenbuch). das warum steht aber auch in einem zusammenhang mit der abwende vom rein politischen bzw. mit dem finden einer eigenen form der persönlichen äusserung - hier der lyrik das "machen" von lyrik ist für mich etwas das meinem naturell entspricht. ist für mich die ureigenste art mich verständlich zu machen.

es geht mir nicht um beeindrucken oder um führungsansprüche usw. sondern um mitteilung, um kommunikation. es ist von daher unwichtig ob die gedichte veröffentlicht werden - an sich genügt das vervielfältigen und das weiterreichen an andere personen.

in der regel bevorzuge ich die kurzform des gedichts. darin geht es um den augenblick, um das erleben und um das sich erinnern an das erlebte, das sich dann in dem jeweiligen gedicht manifestiert. william carlos williams definiert den ort der lyrik als "amerika lebt in seinem hinterhof", also um den ort der uns alltäglich umgibt. in diesem sinne ist die sprache meiner gedichte die sprache des alltäglichen unmittelbaren. ich verzichte (sehr gerne) auf die wortgewaltigen konstrukte, die den anschein erwecken weltliteratur zu sein, und die sehr oft mit akademischer bildungsarroganz einhergehen. meine sprache ist immer noch die sprache meiner herkunft.

Hans Marchetto





Linke Tischhälfte

Als Johannes Guhler an seinem 70. Geburtstag aufwachte und die Bettdecke zurückschlug, war die schlechte Laune bereits auf dem Weg, sich auf seinem Gesicht niederzulassen. Johannes mochte seinen Geburtstag nicht. Besonders seit er vor zehn Jahren bei seinem Arbeitgeber, einer Lokomotivfabrik frühpensioniert worden war, hatte seine Abneigung speziell gegenüber diesem Tag stetig zugenommen. Wegen Kniebeschwerden hatte er bald das Wandern aufgeben müssen und als dann vor sieben Jahren noch seine Frau Liesbeth starb, blieb ihm ausser der Lektüre der monatlichen Eisenbahnzeitschrift kaum noch Abwechslung. Auch sein Freundeskreis war kontinuierlich kleiner geworden und so bekam sein Geburtstag mehr und mehr einen bitteren Beigeschmack. Es war, als würde er einmal im Jahr vom Leben verhöhnt. Schau, Johannes. Jetzt bist du wieder ein Jahr älter, ein Jahr einsamer. Alles wird noch um ein Jahr langweiliger!

Später, Johannes war aufgestanden und hatte mit tief hängenden Augenbrauen Zeitung und Post aus dem Briefkasten geholt, stand er, die Arme auf die Lehne eines Stuhls gestützt am Küchentisch, lauschte dem Blubbern der Kaffeemaschine und überflog die Überschriften auf der Frontseite. Bereits nach dem zweiten, fett gedruckten Titel hatte er sowohl Lust, als auch Interesse an den Neuigkeiten aus aller Welt verloren. Stand doch eh derselbe Mist drin, wie am Tag zuvor. Mechanisch goss sich der alte Mann eine Tasse Kaffee ein, und schaltete, scheinbar nur aus Gewohnheit, den kleinen, fleckig-weissen Radio ein. Da er noch keinen Hunger verspürte, beschloss Johannes einen Blick in die Post zu werfen. Viel war es nicht gerade. Eine Geburtstagskarte von seiner Schwester, ein Brief von seinem Zahnarzt und eine Einladung zu einem Treffen des Eisenbahnmagazins. Dann war da noch irgendein amtlicher Wisch von der Stadtverwaltung. Johannes überflog die Geburtstagskarte. Er würde seine Schwester in den nächsten Tagen einmal anrufen und anstandshalber dafür danken. Den Brief vom Zahnarzt, sowie das amtliche Schreiben warf er achtlos auf die linke Hälfte des Küchentisches, wo bereits ein Stapel von alten Postkarten, gelesenen Briefen und angegilbten Zeitungen lag. Dort verschwanden die zwei Umschläge bald unter der immer noch ungelesenen Tageszeitung. Noch während Johannes den Brief vom Eisenbahnmagazin las, hatte er sie vergessen.

Am nächsten Tag erhielt er einen Anruf von einem Bekannten. Heinz und er waren damals zusammen in der Rekrutenschule gewesen und obwohl sie sich nicht sehr oft sahen, war da jedes Mal gleich wieder eine Vertrautheit zwischen ihnen, als seien sie beste Freunde. Sie verabredeten sich für den folgenden Tag zum Mittagessen. Als Johannes den Hörer auf die Gabel legte, grinste er bis über beide Ohren. Heinz Spöri und Johannes Guhler, die zwei Problemkinder der Kompanie 1! Er ging ins kleine Wohnzimmer, liess sich in den alten, braunen Ledersessel fallen und schaltete den Fernseher ein.

Am folgenden Morgen freute sich Johannes zum ersten Mal seit Langem aufzustehen. Es war genau so wie immer. Heinz und er sassen an einem Tisch im hinteren Teil der Gaststube des Hotels Post, jeder ein Zürigschnätzletes und ein Bier vor der Nase, und erinnerten einander lachend zwischen zwei Bissen an diese, oder jene Anekdote von damals. Zu guter Letzt, beim Kaffee-Schnaps waren sich die Beiden einmal mehr einig, dass das Ganze trotz Allem eine pure Zeitverschwendung gewesen war.

Zum Nachtessen hockte Johannes wieder am Küchentisch und ass etwas Käse und Brot. Da fielen ihm die zwei ungeöffneten Briefe von vor zwei Tagen wieder ein. Er kramte die Umschläge aus dem Stapel Papier hervor und überlegte, welchen er zuerst öffnen sollte. Er entschied sich für das amtliche Schreiben. Obwohl er diesen Kram von der Stadt jeweils nur mit Widerwillen liess, war da doch im Hinterkopf immer dieses Gefühl, es könnte sich um etwas Wichtiges handeln. Der Umschlag enthielt nur ein einziges Blatt Papier. Kein Einzahlungsschein,

das war schon mal gut! Der Briefkopf wies das Ganze als Schreiben des Bevölkerungsamtes der Stadt aus:

Betreff: Zeit-Rückvergütung

Sehr geehrter Herr Guhler

Herzliche Gratulation zu ihrem Geburtstag.

Mit dem Erreichen des siebzigsten Lebensjahres sind sie per sofort berechtigt, ein Gesuch zur Rückvergütung vergeudeter Zeit einzureichen. Falls sie beabsichtigen, eine betreffende Rückvergütung zu beantragen, bitten wir sie, sich im Verlauf der nächsten zwei Wochen persönlich bei uns zu melden.

Wichtig: Es wird nur vergeudete Zeit rückvergütet, die durch das Vorweisen von jeweiligen Belegen als solche ausgewiesen werden kann.

Bei allfälligen Fragen, sowie zur Bearbeitung ihres Falles wenden sie sich bitte an ihren Sachbearbeiter Paul Studer, Bevölkerungsamt Zimmer D 203.

Mit freundlichen Grüssen

Gabriela Marti

Koordination Zeit-Rückvergütung, Bevölkerungsamt

Mit hochgezogenen Augenbrauen stand Johannes nun da und wusste nicht so recht, was er mit diesem Schreiben anfangen sollte. Trieb da jemand ein Scherz mit ihm? Das städtische Zeichen wirkte zumindest echt; soweit Johannes dies beurteilen konnte, natürlich. Obwohl, wenn er darüber nachdachte, er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, je etwas von einem Büro für Zeit-Rückgabe, oder wie auch immer das heissen sollte, gehört zu haben.

Am nächsten Morgen erwachte Johannes Guhler früher als sonst und hatte sogleich ein unruhiges, kribbeliges Gefühl im Bauch. Der Brief vom Bevölkerungsamt liess ihm keine Ruhe. Er musste unbedingt herausfinden, was es mit diesem Anspruch auf vergeudete Zeit auf sich hatte. Zudem, was konnte er schon verlieren. Wenn das ganze ein Scherz war, hatte er wenigstens mal wieder etwas Abwechslung im Alltag gehabt. Gleich nach dem Frühstück machte er sich daran, auf dem Dachboden die alten Aktenordner zu durchsuchen. Schon bald fand er dann zwischen Steuererklärungen das vergilbte Blatt Papier vom Juni 1976, welches er nach dem Absolvieren seines letzten WKs in der Armee erhalten hatte. 295 Dienstage, nahm Johannes unter Kopfschütteln zur Kenntnis. Nachdem er auf dem Stadtplan nachgeschaut hatte, wo dieses Amt genau war, machte er sich um halb zehn auf den Weg zur Tramstation. Die Stimmung an diesem Morgen war trostlos. Gefallenes Laub bildete ein Muster von gelben Punkten auf dem dunkelgrauen Nass des Asphalts und die Hügelzüge rund um die Stadt waren in düsteren, faserigen Regenwolken verschwunden.

Als Johannes vor dem gelben, mehrstöckigen Gebäude der Stadtverwaltung stand, war er sich auf einmal nicht mehr so sicher, ob er das Richtige tat. Was wenn das ganze wirklich nur ein Scherz war? Dann würden ihn die Angestellten vom Bevölkerungsamt auslachen und für senil erklären. Und ein paar Tage später hätte er dann irgendeine Tante von der Spitex vor der Tür! „Blödsinn!“, sagte er halblaut zu sich selber, und trat dann doch, zwar etwas zögernd, durch die automatische Tür und sogleich auf die grosse Informationstafel an der Wand zu. Sie verwies ihn auf den dritten Stock.



Dort war es gespenstisch still. Als einziges Geräusch war das Quietschen von Johannes nassen Schuhen auf dem Linoleum-Boden zu hören. Eine Tafel gegenüber der Lifttür zeigte rechts den Gang runter, in Richtung Büro D 203. Mit unsicheren Schritten quietschte er den düsteren Korridor runter, vorbei an einem halben Dutzend geschlossener, dunkelbrauner Türen. Ganz am Ende des Linoleum-Schlauches fand er D 203. Johannes holte noch einmal tief Luft und klopfte. Gleich darauf war ein gedämpftes „Herein“ zu hören.

Das Büro war geräumig und helle. An einem weissen Bürotisch sass ein Herr mittleren Alters mit Brille und tippte auf einer Computer-Tastatur.

„Wie kann ich ihnen behilflich sein?“

Auf einem Schild zwischen allerlei Büroutensilien stand ein Name: Paul Studer.

Johannes räusperte sich und begann etwas unbeholfen: „Ähm, ... nun, wie soll ich sagen? Ich hab dieses Schreiben erhalten.“

Welches er sogleich aus der Jackentasche hervorkramte. Doch Herr Studer nickte bereits wissend und erwiderte:

„Ah, ich nehme an, es geht um die Rückvergütung vergeudeter Zeit?“

„Hmm, ... genau“, brachte Johannes hervor.

„Nehmen sie doch Platz.“

Es handelte sich also doch nicht um einen Scherz. Oder der Jux war noch ausgeklügelter als er angenommen hatte. „Hör auf zu spinnen“, dachte der alte Mann bei sich, und beschloss fürs Erste dem Herrn, der zweifelsohne sein Sachbearbeiter war, einfach mal in Ruhe zuzuhören.

„Wie ist denn ihr Name, bitte?“, fragte dieser nun.

Der Mann trug ein kariertes Hemd, das etwas verwaschen aussah und eine kantige Brille.

„Johannes Guhler“

„Gut“, kam es von der anderen Seite des Pultes nun entgegen.

„Ich bin ihr Sachbearbeiter. Studer, mein Name“

Studer lächelte und begann auf der Computer-Tastatur rumzuhacken. Er blickte einige Zeit auf den Bildschirm und sagte dann:

„Gut, Herr Guhler. Haben sie irgendwelche Belege dabei über eine Zeitspanne, die sie zurückerstattet haben wollen?“

Johannes kramte ein zweites Mal umständlich in seiner Jackentasche und bracht schliesslich den vergilbten Nachweise über die geleisteten Dienstage zum Vorschein.

„Aha!“, machte Studer nun und grinste wieder ein wenig.

„Sehen wir öfters dieser Tage. Leute die ihre Dienstage zurückerstatten haben wollen. Wir haben dafür eine besondere Klausel ausgearbeitet. Man hat sich darauf geeinigt, 280 Tage rückzuvergüten, da der eine etwas mehr, der andere etwas weniger Dienst geleistet hat. Würde sonst einen immensen Mehraufwand verursachen. Ich hoffe sie sind damit einverstanden?“

Ohne gross was zu überlegen bejahte Johannes und sein Sachbearbeiter begann wieder mit der Tastatur zu hantieren.

„Benutzen sie regelmässig öffentliche Verkehrsmittel, Herr Guhler?“

„Ja. Ich hatte nie ein Auto.“

„Ok“, meinte nun Studer, „dann werde ich ihnen noch eine ÖV-Verspätungs-Pauschale miteinberechnen. Das sind weitere 10 Tage die sie erhalten. Sassen sie einmal für längere Zeit auf einem Flughafen fest?“

Johannes schüttelte den Kopf.

„Gut, dann würde ich sagen haben wir’s“, bemerkte der Sachbearbeiter, worauf hinter ihm ein Druckergerät zu rattern und piepsen begann.

„Also, Herr Guhler, es ist so: ich habe nun einen Antrag zur Rückvergütung vergeudeter Zeit für sie ausgefüllt. Den werden wir im Verlauf der nächsten Woche bearbeiten. Die genaue Auflistung der rückvergüteten Tage werden sie dann in einem eingeschriebenen Brief zugeschickt bekommen. Dazu eine Telefonnummer und einen PIN-Code. Wenn sie sich nun entschliessen, diese Zeit einzulösen, brauchen sie nur die Nummer anzurufen und den PIN zu nennen. Alles klar?“

„Jawohl, ich denke schon“, sagte Johannes, obwohl ihm die Sache jetzt fast noch seltsamer vorkam.

„Und falls noch Fragen oder Schwierigkeiten auftauchen sollten, können sie mich ungeniert anrufen!“

In den darauf folgenden Tagen war Johannes wie auf Nadeln. Einerseits zerbrach er sich den Kopf darüber, wie es überhaupt möglich sein konnte, jemandem vergeudete Zeit rückzuerstatten, andererseits war da aber doch eine gewisse Vorfreude auf die fast 300 Tage, die er plötzlich zusätzlich zur Verfügung haben würde. Seit seinem Besuch bei Herr Studer hatte er vermehrt über sein Leben in den vergangenen fünf Jahren nachgedacht und war dabei doch etwas erschrocken. Er hatte sehr viel Zeit einfach an sich vorbeiziehen lassen. Das würde sich nun ändern. Johannes Guhler hatte beschlossen die neue Zeit, sobald er sie erhielt, gut einzuteilen. Da gab es so Vieles, was er tun konnte, zumal er ja abgesehen von seinen Kniebeschwerden noch kerngesund war. Als Erstes würde er sich bei Heinz melden.

Etwas mehr als eine Woche später klingelte an einem Morgen der Pöstler bei Johannes und übergab ihm einen eingeschriebenen Brief vom Bevölkerungsamt. Wieder war nur ein einzelnes Blatt Papier darin; Johannes überflog es. Tatsächlich waren da 290 Tage rückvergüteter Zeit aufgeführt, und es gab auch diese Telefonnummer und den sechsstelligen Code. Plötzlich war er ganz aufgeregt. Sollte er diese Nummer jetzt gleich wählen, oder noch warten? Er hatte eine andere Idee. Er würde als erstes Heinz Spöri anrufen, um ihm die ganze Sache zu erzählen und natürlich um was abzumachen. Vielleicht könnten sie ja gleich morgen auf eine Städtereise durch die Schweiz gehen. Aus seinem Notizbüchlein suchte er die Telefonnummer raus und wählte. Nach vier Mal klingeln meldete sich eine Frauenstimme, was Johannes etwas erstaunte. War Heinz nicht unverheiratet?

„Guten Tag, mein Name ist Johannes Guhler. Ich würde gerne Heinz Spöri sprechen“
Johannes erschrak sogleich als er den Klang in der Stimme der Frau hörte.

„Guten Tag Herr Guhler. Ich bin Ursula Thomen, Heinz Schwester. Heinz ist heute morgen verstorben!“

Während einer halben Stunde sass Johannes wie gelähmt am Küchentisch und starrte auf das Blatt mit seiner neu gewonnenen Zeit. Irgendwann erhob sich der alte Mann langsam, machte einige Schritte zur Seite und legte das Blatt zum vergilbten Stapel auf die linke Hälfte des Tisches.

Simon Knopf



Grabenspringer

Grosskotzige
Grinser
standen da
und glaubten
geradezu heroische
Grabenspringer
zu sein.

Mitunter
mahlten ihre
Münder
protzige Sprüche.
Befürworter
bejahten
nichtshinterfragend
im Hintergrund
zu Gläsern
voll Wein.

Nur wenige
unkten Rufe
riefen
feine „Nein“
über den Sand
der Wüste:
„der Graben ist zu weit,
last es sein!“

Simon Knopf

Morgen (eines Fahrradkuriers)

Ein
Pappbecher-Kaffee-Morgen
bricht über mir,

Ein Anthrazit-Fetzen-Himmel
schüttet Regen,

und ich frag mich,
was aus diesem Tag wohl noch wird.

Simon Knopf

Was bleibt

Was bleibt
sind die
Abermillionen von Pixel
der Fotos
und
tausende von Erinnerungsfetzen
die
sich streiten
wer nun authentischer ist.

Simon Knopf



Im Zentrum steht die Geschichte.

Ich wuchs in einem Haushalt auf, wo Musik eine wichtige Rolle spielte. Ich wurde berieselt. Auf der einen Seite war da Mutters Vorliebe für Pink Floyd und Bob Dylan, auf der anderen Vaters Klassiker des Berner Mundartrocks. Der Soundtrack meiner Jugend: das Knistern von Vinylplatten und dazwischen Storytelling-Tradition im Folkrock, und Berndeutsche Poesie des frühen Polo Hofer. Es entstand eine Vorliebe für Liedtexte. Die Kunst, eine Geschichte im zeitlich begrenzten Rahmen eines Songs zu erzählen fasziniert mich noch heute.

Der Zugang zum Schreiben musste bei mir also fast über die Musik kommen. Fünf Jahre lang verpackte ich Alltägliches, Kritik jeglicher Art und Geschichten in Lyrics und Musik für eine Mundart-Band. Wie es so kommt, die Band löste sich irgendwann auf. Was blieb war die Faszination für Rhythmen von Texten, und die Gier nach Geschichten, nach ihren Überraschungsmomenten.

Es gibt noch viel zu erzählen!

Simon Knopf

Der Superheld

Von Schenker Gregor

Die Chinesen hatten es geschafft, den Schutzwall der Amerikaner zu durchbrechen, und fuhren mit den Panzern in das feindliche Lager ein; die Fusssoldaten folgten. Die Baracken des Lagers gingen in einer Welle von Explosionen unter und brannten bis auf die Grundmauern nieder, während die amerikanischen von den chinesischen Soldaten abgeschlachtet wurden – man hielt sich an den Befehl, keine Gefangenen zu machen. Egal, wie sehr der Feind um sein Leben flehte, wie hilflos, verletzt und verstümmelt die Leute bereits waren, restlos alle wurden grausam und skrupellos umgebracht, während die Mörder nur verächtlich lachten und sich dann dem nächsten Opfer zuwandten. Schliesslich brach auch die letzte Linie der Verteidigung zusammen und den wenigen Amerikanern, die zum Schutz des Kommandanten übrig geblieben waren, wurde das Schicksal ihrer gefallenen Kameraden zuteil. Und da war er schliesslich: der Kommandant, schutzlos, alleine. Joachim packte ihn und eröffnete ihm mit kalter Stimme: „Der Widerstand ist gebrochen! Ihre Soldaten sind alle tot und sie werden auch sterben, aber vorher werde ich sie persönlich foltern!“

Dann nahm er sein Vergrösserungsglas hervor, fokussierte den Lichtstrahl auf die Stirn des Kommandanten und brachte dessen Kopf zum schmelzen. Er lachte böse.

„He, Joachim!“

„Was?“ Joachim schaute auf und sah Noah über den Kieselweg rennen, der von den Ahornbäumen her auf den grossen Spielplatz in der Mitte des Parks führte. Die Sandalen des Jungen wirbelten Staub in die trockene Luft auf, brannte die Sonne doch schon den ganzen Tag vom Himmel herunter, ohne von irgendwelchen Wolken aufgehalten zu werden. Noah schwitzte und wirkte sehr aufgeregt.

„Komm mit, ich hab was gefunden!“, zischte er, darauf bedacht, dass ihn weder die anderen Kinder hörten, noch die Mütter auf den Sitzbänken, welche auf die Kleinen im Sandkasten aufpassten. Joachim wurde neugierig. Er klaubte seine Plastiksoldaten und die Spielzeugpanzer zusammen und steckte sie in seine Pappschachtel.

„Los, mach schon!“

Joachim liess sich Zeit und verstaute die Figuren sorgfältig, nahm die Schachtel unter den Arm und folgte dann Noah. Bei den Ahornbäumen verliess dieser den Pfad und eilte zwischen den Baumstämmen hindurch, zwängte sich durch Dickicht und Gestrüpp. Es war schwierig, ihm zu folgen, vor allem mit einer Kiste unter dem Arm. Die Äste und niedrigen Sträucher zerkratzten Arme, Beine und Gesicht, so gut sie konnten. Der Geruch von frisch gemähtem Gras und Baumharz kratzte im Hals.

„Los, mach schon!“, versuchte Noah, seinen Gefährten anzutreiben.

„Hilf mir mal!“

Noah kam zurück und half Joachim durch das Unterholz, indem er ihn am T-Shirt packte und mitschleifte. Die Schatten wurden bereits länger, die Hochhäuser, die den Park zwischen sich einschlossen, stellten sich allmählich vor die Sonne. Eine leichte Brise kam auf. Eine Hecke stellte sich den Jungen in den Weg, aber Noah kannte eine Lücke zum Durchschlüpfen, wo sie sich durchzwängten.

Auf der anderen Seite erwartete sie ein schmales Stück Rasen, über das ein Plattenweg verlief; dieser war an einem der Hochhäuser entlang verlegt worden. Fenster auf Bodenniveau ermöglichten den Blick in die Waschküche; zurzeit befand sich dort kein Mensch. Noah führte Joachim um die Ecke des Gebäudes zum einem Geräteschuppen. Hinter diesem standen die Müllcontainer; der süssliche Geruch von sonnenerwärmtem Hausmüll strömte herüber. Der Hof war gepflastert, der Asphalt immer noch aufgeheizt. Noah ging voran: „Los, komm!“

Zwischen den Containern lag jemand auf dem Boden. So näher man ihm kam, so mächtiger wurde der Müllgestank, und ganze Schwärme von Insekten surrten durch die stickige Luft.

Noah blickte Joachim erwartungsvoll an. „Was hältst du davon?“

Es handelte sich um einen Mann mit gut entwickelten Muskeln; er lag auf dem Bauch, er trug einen zerrissenen und dreckigen, eng anliegenden blauen Pyjama. Seine pechschwarzen Haare waren durcheinander und verbargen sein Gesicht. An den Füßen hatte er rote Kniestrümpfe, zudem hatte er sich komischerweise eine rote Unterhose über die Beinkleider gezogen. Um seinen Hals war ein ebenfalls rotes Cape gebunden.

„Ist das Blut?“, wollte Joachim wissen und meinte die klebrige dunkelrote Masse, in welcher der Mann lag. Sie war bis zur Hauswand und auf die Container gespritzt und inzwischen teilweise verkrustet. Abertausende von Fliegen, ein paar Wespen und eine Menge weitere Insekten schwirrten herum und erschwerten die Sicht.

„Was denn sonst?“, meinte Noah altklug.

„Wer... wer ist es?“, fragte Joachim. Er umklammerte seine Schachtel mit der Spielzeugarmee. Noah tat spöttisch: „Sieht man doch!“

„Ist er tot?“

„Ich glaub schon“, meinte Noah. „Schau nach.“

„Sicher nicht! Du hast ihn gefunden.“

„Na und?“

Die beiden Jungen standen eine Weile da und betrachteten den Mann, während langsam die Sonne unterging. Das Cape und seine Haare bewegten sich im Wind.

Joachim brach das Schweigen: „Ich glaube nicht, dass er es ist.“

„Vielleicht aber doch. Er sieht genau so aus.“

„Ich weiss nicht“, entgegnete Joachim, „meinst du wirklich?“

Noahs Blick wanderte das Hochhaus hinauf.

„Vielleicht“, überlegte er, „hat er beim Fliegen nicht aufgepasst und ist gegen den Wolkenkratzer geknallt. Dann ist er heruntergefallen.“

„Oder es hat sich einer nur so verkleidet, man sieht ihm nicht ins Gesicht“, argwöhnte Joachim.

„Dann muss du ihn halt umdrehen!“

Joachim zuckte zusammen. „Und wie?“

Noah ging zu den Müllcontainern, hob einen Deckel und schaute hinein. „Wir brauchen irgendeinen Stock oder eine Stange, so was in der Art halt.“

Joachim stellte seine Spielzeugsoldaten auf den Boden und ging zum Geräteschuppen. Dieser war ein einfacher Bretterverschlag, das Holz sichtbar angegriffen von der Witterung. Das morsche Tor ging trotz des Vorhängeschlosses weit genug auf, dass man ins Innere der Hütte schauen konnte. Joachim sah Gartenharken.

„Noah, hilf mir mal!“

Der andere liess vom Müllcontainern ab und kam her.

„Wenn wir das Schloss wegkriegen...“, sagte Joachim.

Noah ging wieder zum Container, kam mit einem kleinen Kerzenständer aus Gusseisen zurück und haute damit auf das Vorhängeschloss. Das völlig verrostete Stück Eisen leistete keinen Widerstand.

Joachim ging voran.

Ein Rasenmäher, Regale mit Ersatzteilen, Heckenscheren, Seilen und weiteres Gerümpel. Ein Fass, Kanister, dreckige Waschlappen, ein Gartenschlauch. Alles dick mit Staub und Spinnweben belegt. Auch die Gartenharken.

Noah wies auf sie: „Nimm gleich die nächste.“

„Aber da ist eine Spinne!“

Noah schnalzte verächtlich mit der Zunge, drängte an Noah vorbei in den Schuppen, wischte das Spinnennetz mit einer Hand weg und griff sich die Harke. Die beiden verliessen den Schuppen und gingen zurück zu der Leiche. Sie waren unschlüssig.

„Machst du's?“, fragte Joachim.

„Wieso ich?“

„Wenn seine Augen herausgeplatzt sind, will ich das nicht sehen.“

„Was?“, wunderte sich Noah.

„Naja, wegen dem Aufprall. Wenn er auf dem Kopf gelandet ist, sind seine Augen doch sicher...“
„Wäre doch cool, nicht?“ meinte Noah. „Aber ich dreh ihn nicht um. Ich habe ihn schon gefunden.“

„Aber ich will nicht!“, weigerte sich Joachim.

„Dann wissen alle, dass du ein feiges Huhn bist. Das erzähl ich rum!“

„Arschloch.“

Das Summen der Insekten hatte mit zunehmender Dämmerung etwas nachgelassen.

Noah unterbrach das Schweigen. „Also gut, ich dreh ihn um. Aber dafür gibst du mir was.“

„Und was?“

Noah trat zu der Kartonschachtel hin, die immer noch dort am Boden lag, wo Joachim sie hingestellt hatte. Er stiess sie mit dem Fuss an.

„Gib mir deine Soldaten“, verlangte er.

Joachim stand zaudernd auf seinem Platz, guckte von der Kiste zu dem Toten und wieder zurück.

„Du traust dich ja sowieso nicht“, bemerkte er.

„Wohl! Aber ich mach's nicht gratis“, erklärte Noah.

Schliesslich siegte Joachims Neugier: „Meinetwegen, nimm halt die Kiste! Jetzt aber los! Mach schon!“

Noah fasste die Harke mit fester Hand und trat näher an den Toten heran, wobei er darauf Acht gab, nicht in das getrocknete Blut zu treten. Die Insekten, die er aufscheuchte, wirbelten den Verwesungsgeruch hoch. Noah musste kurz Pause machen, schaffte es aber schliesslich, einen guten Standplatz einzunehmen, von dem aus er die Gartenharke in Stellung bringen konnte. Er harkte das Ende an der Schulter des Toten ein und zog so fest er konnte, ohne umzufallen. Der Tote bewegte sich allerdings kaum. Ein Geräusch wie beim Öffnen eines Klettverschlusses war zu hören, doch die Leiche löste sich nicht vom Boden, an den sie mit getrocknetem Blut festgeklebt war.

Die Insekten störten noch immer, der Gestank wurde immer ärger. Noah wurde es übel. Er liess den Stiel los und das Gerät zu Boden fallen, trat von der Leiche weg, stützte sich auf seine Knie und stiess auf.

„Geht es?“ fragte Joachim.

„Lass mich in Ruhe!“, schnauzte Noah ihn an.

„Du Flasche. Ich behalt meine Soldaten, sonst erzähl ich allen, dass du feige bist!“

Noah wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab. Er wollte mit scharfen Worten gegenhalten, doch bevor er was sagen konnte, hörten die beiden die Stimme eines Erwachsenen, der sich unbemerkt genähert haben musste: „Oh Gott, was habt ihr mit dem Mann gemacht!“ Joachim und Noah drehten sich gar nicht erst nach dem Urheber des Ausrufes um. Adrenalin schoss in ihren Blutkreislauf, setzte ihre Beine in Bewegung und sorgte dafür, dass sie in höchstmöglicher Eile hinter der nächsten Ecke verschwanden, durch das Loch in der Hecke zurück in den Park schlüpfen, zwischen den Bäumen hindurch und so schnell wie möglich so weit weg wie möglich rannten. Sie waren bald am Eingang zu ihrem Wohnblock angekommen, wo sie in der Sicherheit des heimischen Treppenhauses zur Ruhe kamen. Sie spähten durch das Milchglas der Eingangstüre nach draussen, aber anscheinend war ihnen niemand gefolgt.

„Hat er uns erkannt?“, fragte Joachim.

Noah konnte es nicht sagen: „Ich weiss gar nicht, wer das war.“

Joachim, der einfach gerne seine Plastiksoldaten wieder gehabt hätte, vergewisserte sich: „Am Besten sagt keiner von uns etwas, nicht?“

„Ich sag nichts, wenn du auch nichts sagst!“

„Auf keinen Fall werd ich!“

Die beiden besiegelten den Pakt mit einem sehr ernsthaften Handschlag und stiegen dann mit zitternden Knien die Treppe hoch zu ihren Wohnungen, wo ihre Mütter sie ungehalten erwarteten.

Vom Zeichnen zum Schreiben und wieder zurück

Eigentlich zeichne ich schon immer, sei es auf Wände oder in Schulbücher, ohne dass ich so recht wüsste, wieso. Heute fülle ich Notizheft um Notizheft und unzählige Blätter, auch wenn es manchmal ganz schön frustrierend sein kann, wenn die leere Fläche sich meine Vorstellungen nicht so recht aufzwingen lassen will. Da sitz ich schon mal stundenlang an einem Bild, greif immer wieder mit dem Radiergummi ein, verzweifle an einem verzwickten anatomischen Detail, kann aber auch ab und zu mit einem doch ganz gut gelungenen Gesichtsausdruck oder einer dynamisch geführten Linie zufrieden sein.

Zufrieden bin ich auch, wenn ein guter Satz zustande kommt, nachdem ich die widerspenstigen Wörter wieder und wieder hin und her geschoben habe. Zum Schreiben kam ich eine ganze Weile später als zum Zeichnen, als Folge meiner Leidenschaft fürs Lesen sowie und dem Wunsch, die Welt selbst ebenfalls in Worte zu fassen und nicht nur die anderer Autoren zu verschlingen. Hier quäle ich mich ebenfalls oft genug ob meiner Unzulänglichkeit, Gedanken und Ideen angemessen aufs Papier zu bringen (so wie ich mich jetzt gerade abmühe, diesen Text zu verfassen), aber manchmal läuft es nur so vor sich hin, wie im Fieber, und das Schreiben wird plötzlich ganz einfach. Solche Momente dürfte es von mir aus ruhig öfter geben.

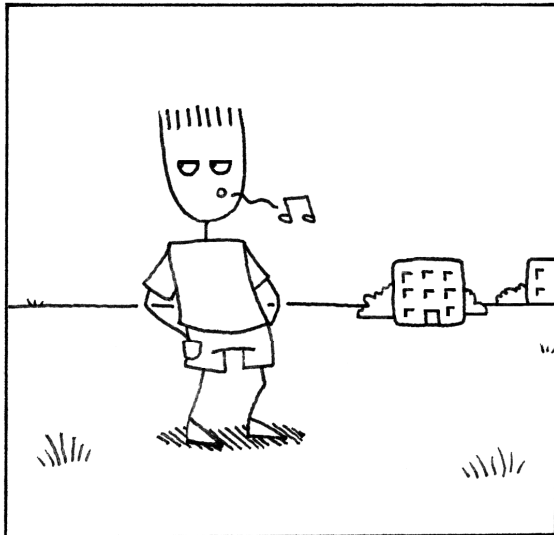
Für mich ergänzen sich das Schreiben und das Zeichnen wunderbar und begegnen sich insbesondere im Comic, wo die Buchstaben übernehmen, was meine Bilder nicht können, und umgekehrt. Ob das der Grund ist, weshalb ich mir diese Bildergeschichten eher mühelos abringen kann?

Gregor Schenker

<http://attackofthe50footcomics.horror-perlen.de>

<http://comics.badmovies.de>

AHH, VOGELSPINNE!



SCHENKER GREGOR 01.03.08

comics.badmovies.de

Warum schreibe ich?

Fünfundzwanzig Jahre. In diese Welt geboren, nie danach gefragt worden, ob es mir gefiel. Zehn davon als Schreiber. Der Beginn: Weil ich gierig war, Weil ich leben wollte. Weil meine Gier nach Leben das Leben nicht erfüllte. Weil ich mehr wollte, als geboten, ich fand es in eigenen Sätzen.

Eingezogen ins Berufsleben. Schreiben daneben.

Ich schreibe nicht, ich protokolliere die Gespräche in mir selbst:

A: Warum schreibe ich?

B: Dumme Frage. Man frage doch stattdessen: 'Warum atme ich?' oder: 'Warum lebe ich?'

A: Moment! Darauf weiss ich eine Antwort:

Leben um zu arbeiten, arbeiten um zu leben. Warum schreibe ich? Schreiben um zu arbeiten, arbeiten um zu schreiben?

Was bedeutet mir das Schreiben? Den Zeilen nachjagen. Den Stift wie eine Waffe zu führen. Die Sätze sammeln. Ich bin Jäger und Sammler. Und dennoch töte ich nicht. Reisse keine erdenen Früchte aus der Erde. Lasse fließen: Die Tinte. Drücke mich aus: Drücke den Finger auf einen Buchstaben. Tippe Welt.

B: Warum schreiben? Weil diese Welt die Erschaffung einer anderen benötigt. Weil nichts bleibt, wie es ist. Weil Welt wird: zu Gedanken

A: zu Worten

B: zu Gesprächen

A: zu Überzeugungen

B: zu Taten

A und B: zur Veränderung der Welt.

Ich schreibe weiter, solange ich dadurch Antworten erhalte auf Fragen die mir nie eingefallen wären. Ich schreibe solange bis man mich irgendwann so etwas fragt wie "Hat es dir gefallen?" oder "Na, wie war's?" und die Antwort nicht mehr die Frage erzwungen hat.

Albrecht Füller

Totenbetrieb

ein absurder Einakter über Arbeit und Tod

Personen:

Chef

Sekretär

Leiter

Müller

(Auf der Bühne ist ein Schreibtisch, darauf ein PC und ein Telefon. Dahinter ein Fenster. Daneben ein Wasserspender und eine Kaffeemaschine. Zur linken, mit einer Trennwand dazwischen, ein Klo. Der Sekretär sitzt auf dem Klo. Am Schreibtisch der Chef. Neben der Bühne, auf einem Hocker, sitzt Herr Müller.)

Sekretär: Diese Schichtarbeit macht mich ganz wahnsinnig. Ein Tag hat 26 Stunden, ohne Schlaf. Das Wochenende reduziert sich auf die Mittagspause. Jeder Urlaub eine Kastration: Der Druck zwischen den Eiern nimmt zu und ich weiss nicht mehr, bin ich Männlein oder Weiblein? Bin ich Chef oder Angestellter. Krieg ich am Ende des Monats meinen Lohn oder bin ich hier gratis angestellt? (ruft zum Chef) Heh, hast du mich eingeschrieben?

Chef: Die Abrechnung ist erst am vierundzwanzigsten! Heute ist der dreiundzwanzigste.

Sekretär: Morgen wird abgerechnet! (leise) du Schuft! (verzweifelt) Er gibt mir einen Job, da darf ich ihn doch nicht einen Schuft schimpfen! Ein Segen für die Menschheit, wer einem anderen Menschen Arbeit gibt. Das ist als ob er ihm Brot und ein Dach geben würde. Und was muss ich ihm im Gegenzug dafür geben? Doch beinahe nichts! Das bisschen Arbeit. Diese verdammte Schichtarbeit. Morgen wird abgerechnet. Was weiss denn ein Schichtarbeiter, was ein Wochentag ist. (zum Chef) Heh, welchen Wochentag haben wir?

Chef: Schau selber nach.

Sekretär: Wenn ich nicht nach schaue, weiss ich es nicht. Nichts weiss man mehr in der Schicht. Man vergisst den Tag, man vergisst den Gegensatz, die Nacht. Man vergisst die Zeit, aber man vergisst nie die ARBEIT, ja die ARBEIT! Man verliert sich in der Zeit, wird zwei Sekunden älter, wenn man nur eine Sekunde gearbeitet hat. Man ist schneller fertig wie man langsam tut, und es dauert, je heftiger man sich ins Zeug legt. Man vergisst sich am besten. Man vergisst die Zeit. Man ergibt sich. Hände hoch. Hände runter. (steht auf) Morgen also, die Abrechnung? Ja, wenn ich mich heute Abend nicht noch vor den Zug werfe. Wenn ich noch weiss, wann heute Abend ist. Vielleicht ist das schon vorbei. Vielleicht falle ich auch einfach aus Unachtsamkeit auf die Geleise. Das weiss man nie. Da weiss man nichts. Das juckt einen irgendwo dahinten (dreht sich um sich selber), am Hinterkopf juckts (greift an seinen Hinterkopf) und man weiss doch nicht, wo kratzen.

Chef: Dich scheisst die Arbeit an? Andere wären froh drum.

Sekretär: Dann gib sie doch einem anderen. Wirst keinen anderen Depp finden.

Chef: Werde ich wohl. (will abgehen)

Sekretär: (ihm nach) Nein, wart. Das war nur Blödsinn. Ein Witz. Ha-ha.

Chef: Du willst deinen Job nicht? Du willst Witze machen? Geh.

Sekretär: Nein, nein. Bitte nicht. Abgerechnet wird doch erst morgen. Das darf nicht sein.

Chef: Vielleicht überleg ich es mir noch.

Sekretär: Ich mache alles.

Chef: Ich hab was gut bei dir. Merks dir gut.

Sekretär: Ich merke es mir. Sicher, Chef!

Chef: Pause fertig! (setzt sich wieder) Tagesprogramm. Was gibts?

Sekretär: Eine Nachricht von der Zentrale. Bitte zurückrufen. Das Erfurter Modell ist alle. Heute ist wieder Untersuchung.

Chef: Haben Sie sonst noch was Wichtiges?

Sekretär: (schüttelt den Kopf)

Chef: Gut. Gehen Sie. (Sekretär ab)

Leiter: (Auftritt, er trägt einen Arztkittel und eine Arzttasche. Blickt Sekretär nach, dreht sich zu Chef, zieht Kittel aus) Das ist wieder ein mieser Tag. Die Fahrt hierher, einfach scheusslich.

Chef: Ich weiss nicht, von was du redest.

Leiter: Du hast ja auch dein Auto. Fahr du nur mal mit dem Bus. Oder erspar dir das lieber. Die Leute schauen durch einen hindurch, als wäre man aus Glas, oder als wäre man ein Geist. Jeder ist totenstill, nur die Zeitungen hört man, wie sie umgeblättert werden. Gespenstisch.

Chef: Das liegt wohl am Wetter.

Leiter: Morgen soll es schöner werden, das wird aber an den Leuten verschwendet sein.

Chef: Wolltest du nicht die Untersuchung vornehmen?

(Eintritt Sekretär)

Chef: Was denn?

Sekretär: Eben ein Telefon: Müller hat sich erschossen.

Leiter (stutzt, zu Chef) Mir war ich hätte Müller eben im Gang gesehen.

Sekretär: Meier aus der Informatik sieht ihm ähnlich. Müller-

Chef: Finde ich nicht. Meier hat doch langes Haar.

Leiter: Ich weiss nicht, wie Meier aussieht.

Sekretär: Müller wurde gestern entlassen.

(Pause)

Chef: Na dann, schreiben Sie eine Kondolenzkarte.

Sekretär: Ja. (geht ab)

Chef: Müller hat sich erschossen. Ich habe ihm gestern gekündigt. Ich dachte Müller wäre der mit den kurzen Haaren. Meier, keine Ahnung wie der aussieht.

Leiter: (öffnet seine Arzttasche, nimmt eine Akte hervor, blättert darin) Müller war der Neurotische. (sucht zwischen Akten) Meier, Meier. Meier ist der mit der Syphillis.

Chef: Wir haben Jemanden, der Syphillis hat?

Leiter: Arztgeheimnis. Von mir weisst du es nicht. Und er ist in Behandlung. Zieh bitte dein Hemd aus. (gleichgültig) Schreckliche Sache, das mit Müller.

Chef: (zieht Hemd aus) Sowas kann passieren, hat aber mit dem Betrieb nichts zu tun. Entlassung ist doch kein Grund, sich umzubringen, meine ich. Was meinst du?

Leiter: (untersucht ihn) Meine Mittel sind beschränkt. Zur Diagnose reicht es. Ein Studium und ein bisschen Menschenverstand. Selbstmord ist ein gesellschaftliches Problem, nicht ein medizinisches. Wie geht es dir?

Chef: Viel Stress. Das greift die Gesundheit an. Das Rauchen hab ich aufgegeben. In der selben Woche fünf Kilo zugenommen. Als Ausgleich ins Fitnessstudio.

Leiter: Hände hoch, Hände runter.

Chef: (macht, wie ihm befohlen) Aber die Pfunde gehen nicht runter. Ich mache zuwenig für meine Gesundheit. Den letzten Urlaub habe ich für einen Aufenthalt in einem Extremsportlager drauf gegeben. Aber es war es wert. Trecking, Climbing, Cycling, Riverrafting. Bungee-Jumping. Jaaaa, das ist was anderes als die doofe Aerobic. Dazu Gemüsesäfte, Entschlackungskur. Hat mich ein Monatsgehalt gekostet. Aber für irgendwas arbeitet man schliesslich.

Leiter: Das erinnert mich an meinen Professor während des Studiums. "Gesundheit ist die erste Bürgerpflicht! Jeder Angriff auf den Körper ist Gewalt! Jede Zigarette ein Angriff gegen die Volksgesundheit!" (lacht)

Chef: (lacht auch) Aber die Pommes und den Hamburger kann ich mir nicht verkneifen. Eine kleine Sünde muss doch sein. Herr, ich bin schwach. Aber es ist nicht schlimm, es nützt doch der Wirtschaft! Ja, es nützt. Das ist bewiesen. A penny spent is a penny earned. Gib aus in der Not, so hast du in der Zeit. Wer den Hamburger nicht verzehrt, ist den Gurkensaft nicht wert. (lacht alleine) Bist du fertig?

Leiter: Ja. Zieh dein Hemd wieder an. Schläfst du gut?

Chef: Wie ein Toter. Und?

Leiter: Du solltest kürzer treten.

Chef: Am liebsten würde ich mir kündigen.

Leiter: Ein Chef kann nicht kündigen. Schick mir den anderen rein. (zieht Kittel an)

Chef: (geht ab)

(Eintritt Sekretär)

Leiter: Und wir sind wer?

Sekretär: Bemühen Sie sich nicht, ich bin die Syphillis. Sie erinnern sich sicher.

Leiter: Ja. Sind die Beschwerden weg?

Sekretär: Ja, als ob ich sie nie gehabt hätte. Ihr teures Medikament hat alles wieder ins Lot gebracht.

Leiter: Wie geht es uns?

Sekretär: Gut, Herr Doktor. Aber fragen Sie mal meine Briefftasche. Und, wie gehts dem Chef?

Leiter: Arztgeheimnis, wir dürfen nichts sagen. Ziehen wir bitte das Hemd aus.

Sekretär: (zieht Hemd aus, Leiter untersucht ihn) Er sollte ein wenig Humor entwickeln. Der letzte Chef war wenigstens lustig. Der hats auch nie ausgehalten. Aber am Ende hat er mit dem Saufen angefangen und dann wurde er lustig. Einmal lag er drei Tage auf dem Bürotisch. Jedesmal wenn er erwachte, hat er eine neue Schnapsbuddel aufgemacht und solange getrunken bis er wieder einschlief. Das ging drei volle Tage und er hat gestunken und geschrien. Er fiel vom Tisch und hat sich unter Fluchen wieder aufgerappelt. Dann hat er uns alle beschimpft, wir haben gelacht, er hat noch mehr geschimpft. (lacht) Wir haben ihm Tüten mit Büroklammern angeheftet und mit Leuchtstiften das Gesicht geschminkt während er schlief.

Leiter: Rauchen wir, Trinken wir?

Sekretär: Ja.

Leiter: Was?

Sekretär: Beides.

Leiter: Unser Lebensstil ist zu ungesund. Hören wir auf damit.

Sekretär: Womit, mit dem Leben?

Leiter: Nein. Eine Zigarette nimmt uns zwei Minuten unseres Lebens. Ein Glas Whiskey nimmt uns vier Minuten. Hören wir auf. Wir beschleunigen nur unser Sterben.

Sekretär: Ein Arbeitstag nimmt mir acht Stunden meines Lebens. Befehlen Sie mir mit dem Arbeiten aufzuhören, Sie sind der Arzt.

Leiter: Bezahlt wird die Arbeit, nicht das Geklöne. Die ärztliche Untersuchung ist Teil vom Lohn.

Sekretär: Ich hätte den Arzt nicht nötig ohne Arbeit.

Leiter: (spöttisch) Ja, wir würden ewig leben, wenn wir nicht arbeiten würden.

Sekretär: Ja.

Leiter: Wir würden keinen Monat überleben. Die Arbeit garantiert unser Überleben.

Sekretär: Sie garantiert aber auch mein Sterben. (seufzt) Wenn man nur beides haben könnte: Das Überleben wie auch das nicht Sterben. Von der ersten Sekunde an beschleunigt sich der Zerfall. Eine Präsentation, ein Projekt, ein Botengang, dieses Formular und jenes. Das sind Peitschenhiebe auf die Gesundheit.

Leiter: Er liegt falsch, ich bin hier der Arzt. Das gehört dazu. In der heutigen Zeit muss man das Springen lernen. Flexibel sein. Immer bereit im nächsten Moment woanders zu sein, einen neuen Job anzunehmen, die neuen Aufgaben wahrzunehmen. Mit ganz anderen Menschen plötzlich zusammen zu arbeiten. Man kann sagen, die Identität wechseln. Wenn wir das nicht gelernt hätten, würde wir uns auch nur quälen wie er. Entweder man lernt es oder man lernt es nicht. Wir haben es gelernt. Er lerne es auch, er ändere seinen Lebensstil. Schlafen wir gut?

Sekretär: Geht Sie nichts an. Sind Sie fertig?

Leiter: Ja. (fängt an, zusammen zu packen)

Sekretär: (zieht sein Hemd an) Was machen Sie mit den Ergebnissen?

Leiter: Die Zentrale will sie erhalten. Wir schicken sie ihnen per mail.

Sekretär: Man ist an unserer Gesundheit interessiert?

Leiter: Wir untersuchen nur. (setzt sich an PC, ignoriert ihn)

Sekretär: (zu Leiter) Ich kann Traum nicht von Realität unterscheiden. Ich war beim Friseur. Ich habe mich gewaschen und fein gemacht. Ich hab mich betrunken und bin in einer Gosse aufgewacht und habe gestunken. Sowas erzähle ich lieber nicht. Nicht dass ich unreinlich wäre.

Täglich: Waschen und Rasur. Haarewaschen: Alle zwei Tage. Wenn meine Haare wachsen, wächst auch das schlechte Gewissen in mir. Bis ich innerlich mit Schuld zerfressen zum Friseur gehe. In der Jobanzeige hiess es „gepflegte Erscheinung gesucht“ - wenn ich mir nachmittags über die Wange streiche, die Stoppeln fühle, gibt’s ein Erschrecken, bis mir klar wird: Du hast Urlaub.

Leiter: (ignoriert ihn)

Sekretär: Können Sie die Kondolenzkarte noch unterschreiben?

Leiter: (nimmt Karte, unterschreibt beiläufig)

Sekretär: (ab)

(Eintritt Müller)

Leiter: (steht auf, nimmt Telefonhörer) Zentrale? Ja, ich habe die Ergebnisse geschickt. Ja, alle vollauf gesund und arbeitsfähig. Ja. Bitte. Schönen Tag noch. (legt auf, packt seine Sachen zusammen)

Müller: Entschuldigung.

Leiter: Kennen wir uns?

Müller: Arbeiten Sie hier?

Leiter: Warum sollten wir sonst hier stehen? Arbeitet er hier?

Müller: Bis diesen Morgen, man hat mich entlassen.

Leiter: Ihn auch? Wir fragen uns, was hier vorgeht. Man hat ihn entlassen, schön. Was macht er denn noch hier? Er kann doch nicht einfach hier bleiben, wenn man ihn entlassen hat! Dieses Büro ist kein Kaffeehaus!

Müller: Ich war den ganzen Tag draussen, ich bin wieder zurückgekommen. Entschuldigen Sie das Missverständnis.

Leiter: Aha. Dann hat er was vergessen? Gut, er räumt sein Zeugs und dann raus. (will gehen)

Müller: (hält ihn am Ärmel) Ich bin zurückgekommen weil ich noch eine offene Rechnung habe.

Leiter: (wirkt nervös) Eine offene Rechnung sagt er?

Müller: Der Lohn für meine Arbeit...

Leiter: (erleichtert) Die Abrechnung ist morgen. Er muss sich an die Buchhaltung wenden. Wenn das Alles ist, gehe er jetzt bitte wieder.

Müller: Das war nicht alles. Heute morgen hat man mich entlassen und ich bin gegangen. Ich bin durch die Strassen gegangen, den ganzen Tag. Immer dunkler wurde alles, immer übler hat es in den Strassen gerochen. Ich war zuhause und habe mich alleine gefühlt. Ich lebe alleine. Ich habe keine Frau oder Kinder. Ich bin die Einsamkeit gewöhnt. Verstehen Sie mich nicht falsch. Aber ich habe mich heute noch viel mehr alleine gefühlt. Ich konnte meinen Mantel nicht ausziehen. Ich konnte das Licht nicht anmachen. Ich war gelähmt und kein Gedanke, was nun tun, gelang mir.

Leiter: Ja, er komme zum Punkt.

Müller: Ich verliess die Wohnung wieder und strich durch die Strassen. Ich nahm den Bus. Alle haben mich angesehen als ob ich ein Geist wäre. Innerlich diese Leere, dieses Fehlen von Regungen. Es war ein zielloses Wandern durch die Hölle. Plötzlich stand ich wieder vor dem Büro. Aus meiner Etage schien noch Licht. Dort oben, dachte ich mir, dort oben gehörst du hin. Ich bin wieder hierher gekommen, weil ich nicht weiss, wo ich sonst hin soll. Es klingt komisch. Vielleicht, so dachte ich, vielleicht ist das alles nur ein schlechter Witz. Vielleicht habe ich mich geirrt.

Vielleicht bin ich gar nicht entlassen?

Leiter: Wir wissen es nicht. Das ist nicht unser Ressort.

Müller: Jetzt fühlt es sich falsch an. Ich hätte nicht zurückkommen sollen. Ich gehöre, glaube ich, doch nicht hierher. Aber wenn Sie mich noch brauchen, irgendwas. Ich weiss es ja nicht. Wenn Sie mich nicht brauchen, gehe ich sonst wieder.

Leiter: Wie hiess er nochmal?

Müller: Müller.

Leiter: Nein, Meier.

Müller: Meier arbeitet in der Informatik.

Leiter: Müller ist tot.

Müller: Wenn Sie es sagen, wird es wohl stimmen.

Leiter: Also wegen der Abrechnung muss er mit dem Chef reden. Er warte hier.

(Eintritt Chef)

Chef: Wie lauten die Ergebnisse?

Leiter: Alle gesund.

Chef: Gut.

Leiter: Ich mach jetzt Kaffeepause. (geht zur Kaffeemaschine, nimmt Kaffee, geht ab)

Müller: Entschuldigung.

Chef: (ignoriert ihn) So, jetzt die Zentrale. (nimmt Telefonhörer, wählt) Ja. Hier die Abteilung Mitteleuropa, man hat mir eine Nachricht hinterlassen... Ja, gestern, ich sollte zurückrufen. Ja, ich warte... Ja, ich bin noch da... (nickt)... Aber, aber... Ich freue mich. Ja, danke. Ab wann? Ab morgen. Gut. Darum kümmere ich mich. Alles wird in Ordnung sein. Wie? Die medizinische Untersuchung? Liegt vor, alle gesund. Ja, alle. Gut, auf Wiederhören. (legt Hörer auf, lächelt) Herr Müller!

Müller: Wie?

Sekretär: (tritt auf) Er meint mich.

Chef: Kommen Sie her. Gute Nachrichten. Ich werde versetzt. Karibik. Die Zentrale setzt Sie als meinen Nachfolger ein. Ihr Gehalt bleibt gleich, aber die Anerkennung ist Ihnen gewiss.

Sekretär: Aha. Das ist mir eigentlich nicht recht...

Chef: Sie können sich nicht dagegen wehren. Ich hab was gut bei Ihnen. Vielleicht hört dann Ihre Leichenbittermeine mal auf. Seien Sie dankbar dafür.

Sekretär: Muss ich?

Chef: Ja, danken Sie mir.

Sekretär: Danke.

Chef: (nickt, nach einigem Zögern streckt er Sekretär Hand hin) Na dann, viel Glück.

Sekretär: (schüttelt Hand widerwillig) Ihnen eine schöne Zeit in der Karibik. Sie müssen noch die Karte für Müller unterschreiben.

Chef: Ich muss... Machen Sie das für mich.

Sekretär: Ich habe bereits unterschrieben, als Angestellter.

Chef: Dann unterschreiben Sie nochmals, als Chef. Ich muss jetzt... (will abgehen, bemerkt Müller) Was wollen denn Sie?

Müller: (tritt näher) Ich bin gekommen um abzurechnen.

Chef: (zu Sekretär) Ihre Aufgabe. (zu Müller) Die Abrechnung ist erst morgen und dafür müssen Sie sich an die Buchhaltung wenden, die ist im Dritten und macht morgen um halb elf wieder auf. Jetzt lassen Sie mich bitte durch. (geht auf das Klo)

Sekretär: Mehr Arbeit, gleicher Lohn. Meine Brieftasche dankt. Meine Gesundheit ebenfalls. (setzt sich, öffnet Schublade, holt eine Schnapsflasche hervor, trinkt.)

Müller: Die Stadt hat mich ausgespuckt Ich wollte mich im Alkohol ersäufen.

Sekretär: (setzt Flasche ab) Auch einen Schluck?

Müller: (schüttelt Kopf) Es gelang mir nicht. Ich kriege das Zeug nicht runter. Es ist einfach ekelhaft.

Sekretär: (räumt Flasche wieder weg) Das kenne ich. Alkohol ist eben widernatürlich. Der Körper bemerkt, dass da etwas nicht stimmt, dass das nicht gut für ihn ist und darum schüttelt es und es brennt und darum sagen die Ärzte, dass man nicht trinken oder rauchen soll. Es ist schlecht für den Körper. Ich sollte nicht trinken. Aber ich mache es trotzdem, ist das nicht tragisch? Er bringt sich um, hat mir der Arzt gesagt. Er höre auf damit. 'Womit?' frage ich ihn, 'mit dem Leben?' - 'Nein,' antwortet er, 'mit dem Trinken.'

Müller: Wer bringt sich um? Sie bringen sich um?

Sekretär: Das hat der Arzt gesagt. Also eigentlich hat er es nicht so gesagt. Aber so durch das ganze medizinische Gebrabbel hab ich das rausgehört. Was weiss so ein Arzt schon? Einen Arzt müssen Sie bezahlen. Ein Arzt will Geld. Glauben Sie, Sie erhalten für Geld die Wahrheit über sich selber? Wer will schon die unangenehme Wahrheit hören? Da wird gelogen und gebogen und der Patient wird mit der Medizinersprache überfallen und auf den Kopf gestellt. (steht auf) Stellen Sie sich vor, Sie wären der Patient und ich der Arzt. (wirft sich in Pose) So mein lieber, Sie sind schon so gut wie tot.

Müller: Ich bin tot?

Sekretär: Jetzt tun Sie wenigstens so. (tut so, als ob er ihn untersuchen würde. Benutzt Kugelschreiber wie medizinisches Instrument) Innerhalb der nächsten Woche. Keine Hoffnung mehr. Sie trinken zuviel und treiben zuwenig Sport. Tsk-Tsk. Hyerphrexomanie. Hände hoch. Wie viel Geld haben Sie dabei?

Müller: (zögert) Vielleicht fünfzig Euro.

Sekretär: Her damit. Ihr Leben ist eh bald zu Ende. Und die Armbanduhr? Wollen Sie die Sekunden zählen bis es vorbei ist? Haben Sie nichts besseres zu tun?

Müller: (gibt ihm die Armbanduhr) Was soll ich denn tun, Herr Doktor?

Sekretär: (zieht Armbanduhr an, beschaut sie) Sie müssen sich wieder auf die Werte besinnen, Sie wissen doch was das ist, ein Wert? Nicht so was wie der Strichcode auf den Tiefkühlerbsen, nein, so was wie, wie, wie: Freundschaft! Ja, haben Sie Freunde?

Müller: Ja.

Sekretär: Dann verbringen Sie die Zeit mit ihnen.

Müller: Aber die müssen Alle arbeiten.

Sekretär: Ärgerlich. Was ist mit Familie?

Müller: Vater und Mutter tot, die hat das Alter dahin gerafft.

Sekretär: Der Tod, der ärgste Feind unseres Berufsstandes. Sie brauchen mir nichts zu erzählen. Wenn ein Patient stirbt, ist das eine traurige Angelegenheit. Ich muss mir dann eine neue Einnahmequelle suchen. Ja, vielleicht fallen Ihnen selber noch ein paar Werte ein!

Müller: (überlegt kurz) Rache!

Sekretär: Rache?

Müller: Ja, Rache.

Sekretär: Sie sind Müller, nicht wahr?

Müller: Ja.

Sekretär: Ihre Kondolenzkarte. Was soll ich damit?

Müller: Danke. (liest) "Unserem treuen Mitarbeiter. Unser Beileid. Ein Leben unter allen Schwierigkeiten. Vergehen, vergessen. Ohne Sinn sein. Oder ein Sterben: Ende, Aus." Ist das von Ihnen?

Sekretär: Es gibt kein Paradies.

Müller: (sieht sich um) Sieht so aus.

Sekretär: Wollen Sie wieder eingestellt werden oder zurück in die Hölle?

Müller: Das scheint mir einerlei.

Sekretär: Ich nehm' das für ein Ja. Sie sind wieder eingestellt. Willkommen im Leben. Danken Sie mir.

Müller: Wofür?

Sekretär: Weil Sie müssen. Sie haben Format.

Müller: Ist das ansteckend?

Sekretär: Lassen Sie den Arzt. Holen Sie sich einen Stuhl. (Müller holt Hocker)

Chef: (ruft vom Klo) Sie haben Müller wieder eingestellt? Man kann doch nicht einen Betrieb auf den Rücken von Toten leiten!

Sekretär: (ruft zurück) Man kann überhaupt nur auf den Rücken von Toten einen Betrieb leiten. Und Sie verwechseln Müller mit Meier.

Leiter: (kommt rein) Wird hier gearbeitet oder nicht?

Sekretär: Gute Frage.

Leiter: Er sei nicht so forsch.

Sekretär: Kommen Sie mir nicht frech.

Leiter: Die Syphillis hat wohl sein Hirn angegriffen? Er hat uns nichts zu sagen.

Sekretär: Man hat mich befördert. Ich bin Ihr neuer Chef. Sie dürfen mich Siezen.

Leiter: Stimmt das?

Chef: (ruft rüber) Ja. Ich wurde versetzt.

Leiter: Es reicht. (setzt sich in den Stuhl)

Chef: (steht vom Klo auf und geht zum Schreibtisch)

Sekretär: (zeigt auf Armbanduhr) Kurz vor fünf. Feierabend. Rechnen wir jetzt ab. Ich bin der neue Chef und ich sage: Wir rechnen ab.

Leiter: Gut. Jetzt wird abgerechnet: Eine Zigarette nimmt zwei Minuten -

Sekretär: Kommen Sie mir nicht mehr damit! Befehlen Sie mir mit dem Arbeiten aufzuhören, Sie sind der Arzt.

Müller: Ruhig. Der Druck zu überleben tötet uns. Wir stellen die Rechnung auf: Ein Leben unter allen Schwierigkeiten. Vergehen, vergessen. Ohne Sinn sein. Oder ein Sterben: Ende, Aus.

Sekretär: Ich bin gegen ein Ende. Es gibt kein Paradies.

Müller: Aber es gibt eine Hölle. Und der kann man entkommen.

Sekretär: Das wird die Rechnung zeigen.

Chef: Wir müssen die Zentrale informieren, dass wir bereits abrechnen.

Sekretär: Ich ruf sie an. (nimmt Telefonhörer) Ja. Hier die Abteilung Mitteleuropa. Ja, der neue...

(nickt) Wir rechnen gerade ab. Ja. Wie? Gut. Ich werde es ausrichten. Auf Wiederhören. (legt auf) Herr Leiter, Sie sind entlassen.

Leiter: Ein Scherz...

Sekretär: Sie erhalten es noch schriftlich. Einen Arzt müssen Sie bezahlen. Die Zentrale zahlt nicht mehr. Keine Krankenkasse mehr für Angestellte. Kein ärztlichen Untersuchungen mehr.

Leiter: Warum?

Sekretär: Erstellen Sie doch eine Diagnose. Seit wann fragen Sie nach den Ursachen?

Chef: (lacht)

Leiter: Du hast es gewusst! Ihr seid doch alle krank!

Chef: Nein, wir sind alle gesund, wie es in deinem Bericht steht.

Sekretär: Sie haben in Ihrem Bericht geschrieben, alle wären arbeitsfähig und gesund. Nun, die Zentrale sieht nicht ein, warum Sie Geld für einen Arzt ausgeben soll, wenn alle gesund sind. Sie haben sich selbst nutzlos gemacht mit Ihrer Arbeit. Seien Sie stolz auf sich, Sie haben Alle geheilt.

Leiter: Niemanden habe ich geheilt! Ihr wisst doch alle, dass ihr nicht gesund seid. Mit einem Bein im Grab. Sowas von zum Sterben verurteilt!

Sekretär: Aber arbeitsfähig sollen wir allemal noch sein, wie? Seien Sie froh, Sie sind sich treu geblieben. Arzt blieb Arzt.

Leiter: Mir wird schwindlig.

Müller: Soll ich das Fenster öffnen?

Leiter: Ja, bitte. (Müller geht zu Fenster)

Sekretär: Jetzt können Sie das Springen lernen.

Leiter: (hinter Müller her) Nicht öffnen. Nein. Ich bin erledigt!

Müller: Sie können meine Kondolenzkarte haben. Hier. (streckt ihm Karte zu)

Leiter: (nimmt sie) Ja. Zurück zur Abrechnung.

Sekretär: Ja. Was haben wir: Einen Entlassenen, einen wieder eingestellten. Einer, der kündigen will, ein Beförderter, ein Versetzter. Einen Toten.

Leiter: Einer, der stirbt, wenn er so weiter macht.

Sekretär: Einen Halbtoten. Meinen Sie mich oder Sich?

Leiter: Das gilt wohl für uns beide.

Sekretär: Von mir aus, zwei Halbtote. Die zählen wie ein Toter. Macht also zwei Tote.

Chef: Ein altes Leben, das vorbei ist. Ein neues Leben, das beginnt. Die Karibik wartet.

Sekretär: Ein Chef, der keiner mehr ist. Ein Arzt, der Chef ist.

Müller: Die Wiedergeburt der Chefposition.

Sekretär: Was auch nicht ohne Sterben geht. Macht also schon drei Tote. Ein Toter, der zurückgekehrt ist. Ein Arzt, der Arzt war und darum keiner mehr ist.

Müller: Die Funktion hat sich selbst ermordet.

Sekretär: Das macht vier Tote.

Chef: Beeilen Sie sich, ich will in die Karibik.

Sekretär: Schreiben Sie eine Ansichtskarte.

Chef: Eine Ansichtskarte, eine Kondolenzkarte. Eine Entlassung.

Sekretär: Was alles auf Papier geht, soviel sinnloser Text!

Müller: Das Licht zuhause ist aus. Eine einsame Wohnung.

Leiter: Ein überfülltes Büro mit lauter Simulanten. Eine Praxis ohne Patienten. Vier Tote, alle bester Gesundheit. Irgendwas stimmt nicht.

Sekretär: Und die Frage: Warum arbeiten wir?

(Pause, alle still)

Sekretär: Meine Herren: Warum arbeiten wir?

Leiter: (matt) Als Arzt -

Chef: - können Sie die Toten nicht von den Lebenden unterscheiden. Wenn die Toten selbst zur Arbeit zurückkehren -

Sekretär: - und die Arbeitenden schon halb tot sind...

Leiter: Der Schluss liegt nahe, er stimmt aber immer noch nicht. Beenden Sie das.

Chef: Ja, bitte, Schluss. Feierabend.

Sekretär: Ich bin gegen ein Ende. Es gibt kein Paradies. Warum arbeiten wir, nochmals.

Müller: Aber es gibt eine Hölle.

Chef: Es stimmt, wir haben es nachgerechnet.

Leiter: Sind Sie nun zufrieden?

Sekretär: (stutzt) Aber man kann ihr nicht entkommen. Da stimmt es nicht.

Chef: Feierabend. (zieht Mantel an)

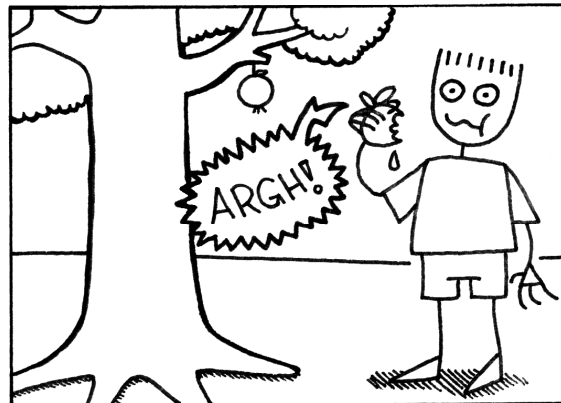
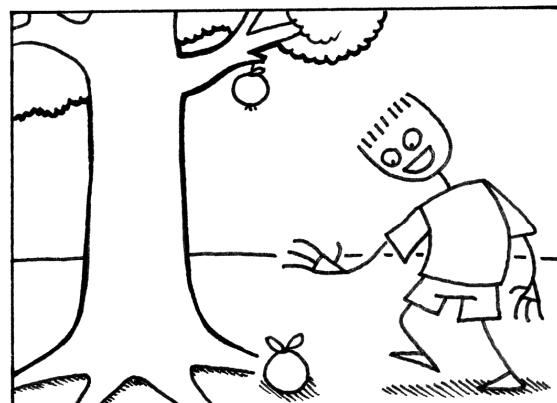
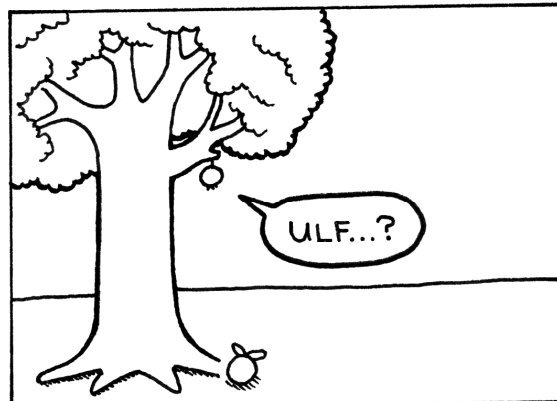
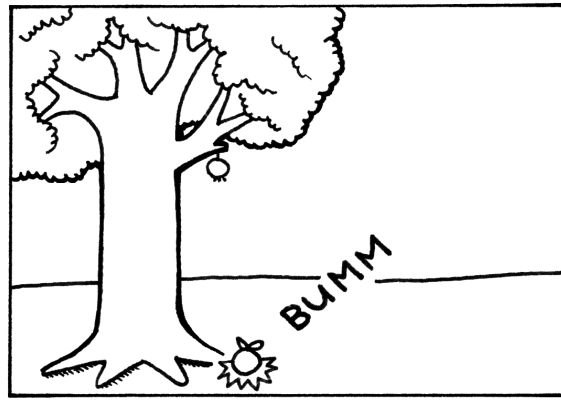
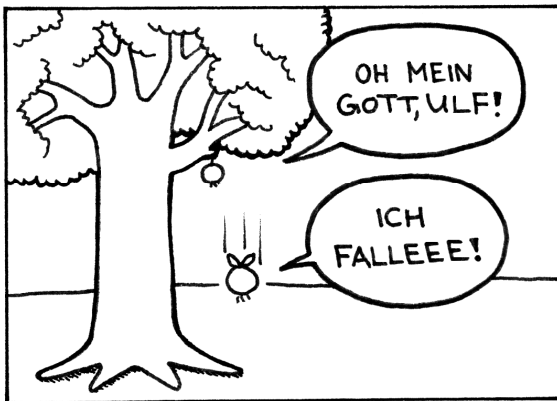
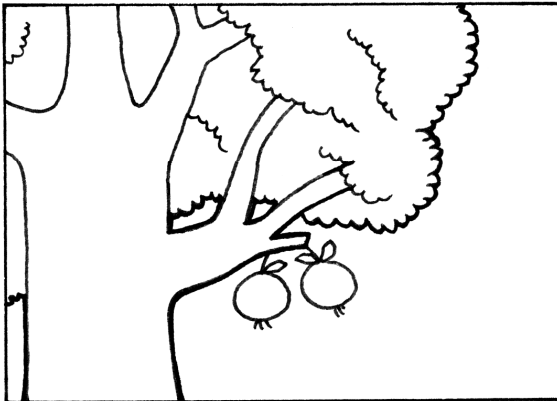
Leiter: Raus hier! (gleichfalls)

Müller: In die einsame Wohnung. (nimmt Whiskeyflasche, alle drei ab)

(Pause)

Sekretär: Jetzt kommt die Nachtschicht. Im Dunkeln sind alle Katzen grau. Es düstert. Ende. Aus. Licht aus! (Licht geht aus) Vorhang! (Vorhang fällt)

DER APFEL FÄLLT NICHT ETC.



Lanyard

Each cord is cut at different length
 Already some are ending
Some knew, most not
 As the crow flies
My rope is just now bending
A year is left to straight it up
 Don't say me yours is ending
Some knew, most not
 Some told me lies
My rope is just now bending

31.10.07, Lu

My culpability

In your mind you made me strongest
 really, I lost everything
In your words you gave me power
 This is my culpability

The mirror you made for me
 never differed more
from what you wanted me to be
 This is my culpability

I failed in staying strong
 without you I can't be
your leaving made me weak
 this is my culpability

20.5.06, Lu

Ashes

Leave me in the brightest light
Exposed to cruel sun
And when you feel the time is right
You take the rest of me that's gone
Pen and Paper won't mend a soul
And fire they don't resist
I will never be in one whole
As for me you don't exist.

23.5.06, Lu

Pausenlos

Vorwärts gehen
Nicht umdrehen
Nur wegsehen
Aus Angst davor was kommt.

Vorwärts gehen
Nicht einfach stehen
Nicht zurück sehen
Oh wie wünsch ich, könnt ich das

29.12.01, Lu



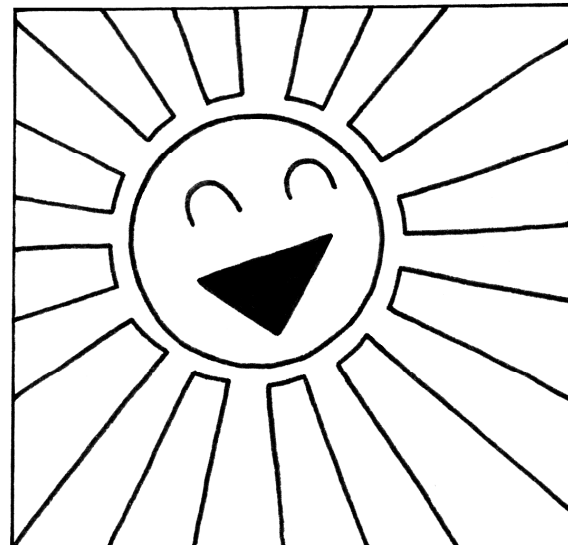
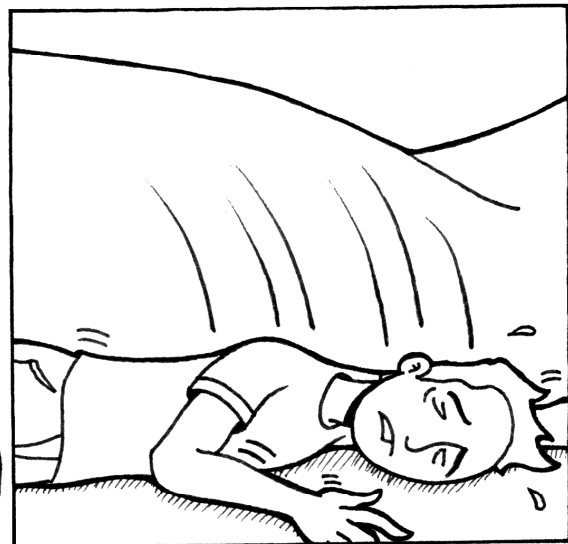
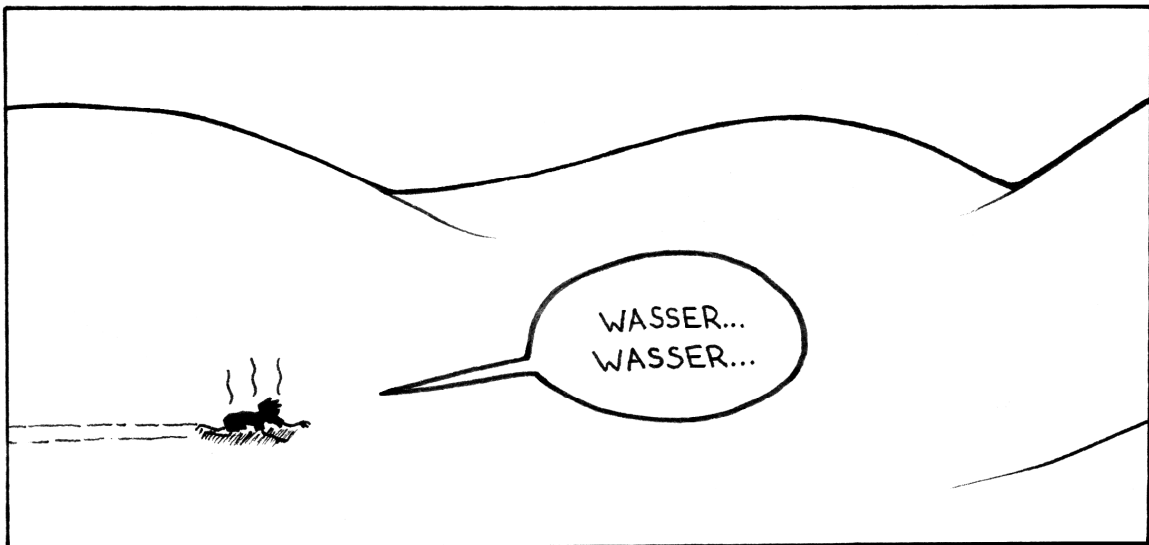
Schreibflut

Eine eindeutige Antwort, wieso ich schreibe, gibt es nicht. Warum esse ich? Warum schlafe ich? Es gehört dazu, zum Leben. Phasenweise bricht es aus mir heraus, wie die Grippe. Dann schreibe ich täglich, zehn, fünfzehn Gedichte, oder, was gerade geschrieben werden muss. Ich finde die Antworten, die ich nicht geben konnte; stelle die Fragen, die ich nicht fand. Alles, was nicht aus meinem Mund wollte, will irgendwann aufs Papier.

Und dann herrscht plötzlich wieder ein halbes Jahr Ruhe. Stillstand. Gerne würde ich längere Geschichten schreiben, aber die brauchen Zeit und meine Wörter sind leider etwas ungeduldig. Es fehlt mir die Musse, um mich auf grössere Geschichten zu konzentrieren. Meine Gedichte sind Zehn-Minuten.-Gedichte. Selten brauche ich länger. Denn so plötzlich wie ich anfangen zu schreiben, so schnell beruhige ich mich auch wieder.

Lu

DIE WÜSTE LEBT... NICHT SO SEHR



Gregor Schenker 15.4.08

comics.badmovies.de

Impressum

1. Jahrgang, Ausg. 1

Herausgeber

Redaktion des Konverter
Zeitschrift für Kooperative
Kunst
Textinhalte und
Urheberrechte liegen bei den
jeweiligen Autoren.

Redaktion

Albrecht Füller
Simon Knopf
Hans Marchetto
Eveline Trachsel (Lu)
Gregor Schenker

Bilder

Gregor Schenker

Umschlaggestaltung

Gregor Schenker

Für Anmerkungen und
Anregungen wenden Sie sich
bitte an
gruppekonverter@gmx.ch

